Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

2 (13.1.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

17. Fortsetzung

Eusebius lachte: „Darum spreche ich schon so lange vorher," antwortete er. „Du weißt ja, daß die Rose und ich..." Er brach ab. — „Ja," nickte der Organist von St. Konrad, „die Rose..." Er ließ die Augen zum Fenster hinausschweifen. „Die Erika schlägt mehr nach mir," sagte er nachdenklich; „stille Wasser, du weißt ja..." — „Aber nein!" lehnte Eusebius ab. — „Doch, doch," beteuerte Hertling, „manchmal fällt der Vorhang, manchmal hebt er sich... Das ist wie bei Beethoven, aber du verstehst ja nichts von Musik, du Glücklicher... Man sieht dann eine ganz andere Landschaft, eine zerklüftete Landschaft, Sebi, nicht solche Sammetberge wie den Schwarzwald da draußen mit seinen blumigen Wiesen und ruhigen gradgewachsenen Bäumen." — „Wie hast du das entdeckt?" fragte Eusebius verwundert. — Der Organist lächelte wissend. „Man spürt das," sagte er einfach. „Es ist das Verwandte in uns, in Erika und mir, es ist die gleiche Wellenlänge, vielleicht eine Oktave höher gestimmt, aber du weißt wohl, die Oktaven schwingen immer mit. Alles wird von der Wellenlänge bestimmt, ob ich nun Luft durch die Orgelpfeifen blase oder die Celloseite streiche. Das ist das große Geheimnis, das uns regiert, — die Wellenlänge." Er seufzte und stand auf. „Sebi," beschloß er den kurzen Besuch, „Ueberleg' dir's tausend Mal. Man stimmt eine Welle nicht um, sie bleibt, wie sie ist." — „Aber dann...?" fragte Eusebius irritiert. — „Mein lieber Junge," — Hertling nickte freundlich — „laß dich nicht kopfscheu machen. Manchmal denke ich, was für ein Wunder aus mir geworden wäre, wenn ich damals — damals! — nicht hier hängen geblieben wäre. Ah, tempi passati, caro mio." Damit ging er zur Tür hinaus.

Es war wie eine unausgesprochene Vereinbarung, daß Tobias Zipfel im zweiten Haus vom Kreuztor, gleich neben Dr. Kremlin, nur Torten und kleine süße Nichtigkeiten buk, sonst hätte man in Gaggenberg drei Bäcker gehabt; aber es genügte, daß Appeldorn und Untermann sich scheel ansahen. Tobias Zipfel war auf den eigenen wohltemperierten Backofen angewiesen, weil er den Damen der Stadt, zum Kaffee etwas vorsetzen mußte, das sie anderswo nicht bekamen. Auch der Mohnkuchen, der sonst im Lande unbekannt war, gehörte zu seinen Spezialitäten, und die Torten waren so gut, daß man sie in der Kreisstadt nicht besser bekam. Zipfel hatte auf diese Weise seine kleine Kaffeestube zu einem Treffpunkt der lüsternen Gaumen gemacht; daß die Tische infolge der Enge des Raumes so dicht beieinander standen, daß man kein heimliches Wort wechseln konnte, leistete dem Mitteilungsbedürfnis fast erwünschten Vorschub. Hatten die Männer von Gaggenberg ihre nach gesellschaftlichen Schichten getrennte Stammtische, so trafen sich die Frauen hier über alle Schranken hinweg bei Nuß- und Crèmetorte. „Der Alkohol trennt die Menschen, hatte Ockerfeld einmal gesagt, „der Zucker verbindet sie." Das war materielle Soziologie.

Frau Agathe Kappel, die Postmeisterin, schob ihre füllige Figur weit über den runden Holztisch, als sie die vierte Sahnenrolle mit dem großen Kaffeelöffel zerteilte. „Es ist der Blinddarm," sagte sie zu Frau Susanne Oberbach, der Gattin des Uhrmachers Paul Oberbach, der auch mit andern feinmechanischen Dingen Umgang hatte. Susanne Oberbach, eine schmächtige Person, tat sich ein Stückchen Würfelzucker in den Kaffee. „Ja," nickte sie, „Es soll der Blinddarm sein. Sowas kommt sehr plötzlich. Eine Tante von mir mußte innerhalb weniger Stunden operiert werden." — „Eine Operation ist gottseidank nicht nötig," bemerkte Vera Enz, die zum Friseur Siegfried Enz gehörte und immer nach irgend welchen Kopfwaschmitteln roch, weil sie selbst Friseurin war. „Ich hörte heute früh, daß Flora die Nacht gut überstanden hat; es soll ihr besser gehen." — Frau Enz saß zwei Tischchen weiter, aber die Unterhaltung war allgemein. — Gudrun Ockerfeld saß still in der äußersten Ecke. Sie wissen alle — dachte sie —, daß es nicht der Blinddarm ist, und dennoch reden sie so. Und dann schweiften ihre Gedanken schnell wieder zu Balthasar Hausen, den sie besuchen wollte. — Frau Einbacher aus der Sägemühle über der Gagge ließ sich eine neue Rhabarbertorte kommen, es war das erste diesjährige Obstgebäck, wenn man es so nennen wollte. Sie neigte zur Korpulenz und versprach sich vom Rhabarber eine milde Wirkung. „Das Leiden befällt vorzugsweise junge Menschen," sagte sie spitz. — „Meine Tante war nicht mehr jung," widersprach Susanne Oberbach, „der Blinddarm lebt, solange der Mensch lebt." — „Ja," antwortete Frau Enz, „das ist wie im Uhrwerk; jede Feder wird gebraucht, jedes Rädchen." — „Ach," warf Frau Auguste Menzen, die Tischlersfrau, harmlos ein, „gebraucht wird viel." — „Es richtet sich immer nach den Ansprüchen, die man ans Leben stellt, liebe Frau Menzen", sagte Frau Kappel etwas von oben herab." — „Die Ansprüche?" fragte Frau Klenger tiefsinnig. „Wir sind alle gleich und fahren alle ein in die Grube." — „Aber bis dahin, bis dahin!" bemerkte Frau Einbacher. „Die Grube kommt erst ganz zum Schluß, nicht wahr, Frau Schutter?" — Die Frau des Bildungsmannes saß am Tisch von Gudrun Ockerfeld; sie kam wie aus weiter Ferne zurück. „Ja", sagte sie ahnungslos, „die Grube kommt erst ganz zum Schluß. Vorher ist das Leben, das bunte, bunte Leben." — „Weiß Gott", bestätigte die Tischlersfrau, „das Leben ist bunt, auch in Gaggenberg. Jetzt sind sie hinter dem Herrn Zeller her. Der Knoll will wissen, ob sich etwas gegen den Herrn Zeller sagen läßt. Meine Damen, gegen Herrn Zeller!" — „Er hat's mit der Hertling-Tochter, nicht wahr?" erkundigte sich Frau Einbacher. — „Mit der Rosemarie", bestätigte Frau Oberbach. „Sie wissen, unsere Gärten liegen nebeneinander. Und wenn ich spät noch im Garten sitze..." Sie schloß den Mund, als hätte sie zuviel gesagt. — „Spät am Abend?" fragte Frau Menzen. „Wie spät denn?" — „O nichts, nichts", wich Frau Oberbach verschämt aus, „gar so spät war es nicht. Es wird abends immer sehr schnell kühl. Ich halte mich nicht solange im Garten auf." — „Aber es war schon finster, ja?" wollte die Tischlersfrau wissen. — „Nein, nein", entgegnete Frau Susanne Oberbach. Und sie sah sich im Kreise um: „Es gehen ja viele Leute durch die Promenade, nicht wahr?" — „Ja", nickte Frau Kappel, „manchmal mache ich mir dort auch Bewegung."

Der Papierhändler Heinrich Mugart sah die Damen von der Kaffeetafel bei Zipfel zurückkehren; er stand am niedrigen Fenster seines Ladens. In der Holzwand, die für die Dekorationen bestimmt war, befand sich ein kleiner Schlitz, durch den er die Vorübergehenden beobachten konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. „Die Lästerschule ist aus", sagte er zu seiner Frau, die genau so eingetrocknet war, wie er selbst. Dann trat er schnell vom Auslug zurück: quer über den Platz kam Erika Hertling auf den Laden zu, die ausgeliehenen Bücher unter den schlanken, bloßen Arm geklemmt. Frau Mugart verließ sofort den Raum; ihr Mann legte aus Gründen der Erfahrung Wert darauf, gewisse Kunden persönlich zu bedienen. Erika riß die Tür auf. „Guten Tag, Mugart", sagte sie und warf die vier Romane auf den Tisch. „Sie haben mir da ein Zeug gegeben, das für die Hilde Raithenbuch geeignet ist, aber nicht für mich." Sie hatte sich den Applomb im voraus zurechtgelegt. — „O", antwortete Heinrich Mugart bedauernd, „ich habe nicht das Richtige getroffen?" — „Lassen Sie mich selbst aussuchen", fuhr Erika fort. „Was haben Sie denn Besseres auf Lager?" — Der Papierhändler sah das Mädchen gern, es erinnerte ihn an verschwommene Träume seiner Jugend, an wunderschöne Postkartenbilder, die vor zwanzig, dreißig Jahren beliebt waren, oder an Aufnahmen, wie man sie bisweilen in den illustrierten Zeitschriften fand und unter denen dann immer zu lesen war: die Komtesse Mariana hat sich mit dem Grafen Soundso verlobt... oder Lady Fairfaith feierte soeben ihren 17. Geburtstag auf ihrem Countryhouse in Surrey. Seine Sehnsucht hatte immer diesen Komtessen und Ladies gegolten, bis er seiner Frau, die damals noch nicht so schmucklos war, die Hand fürs Leben reichte. Nun breitete er einige Schätze vor Erika aus, — Schätze, die noch nicht in seinem handgeschriebenen Register Aufnahme gefunden hatten; aber Erika schob sie verächtlich zur Seite. „Haben Sie denn nichts Besonderes?" fragte sie. „Herr Zeller macht sich schon lustig über Ihre Bibliothek." — „O, Herr Zeller", sagte Mugart respektvoll, „für Herrn Zeller sind diese Bücher auch nicht bestimmt." Er dachte nach. „Herr Zeller —" wiederholte er langsam. Und dann sandte er einen vorsichtigen Blick zur Tür, hinter der Frau Mugart verschwunden war. Er tat noch ein übriges und ging zur Tür, um nachzusehen, ob seine Frau sich im Nebenraum befand. Sie hielt sich dort nicht auf. „Ich habe noch einiges", sagte er, zurückkommend, „aber das sind Bücher, die Sie auch Herrn Zeller nicht zeigen sollten. Ich gebe sie nur vertrauenswürdigen Damen, von deren Verschwiegenheit ich überzeugt bin." — „Ich bin auch vertrauenswürdig", stellte Erika fest. — „Es sind Bücher", erklärte Mugart, „die ich unter Verschluß halte. Ich müßte sie auch einpacken, damit niemand sie in Ihrer Hand sieht." — „Ja", nickte Erika begeistert, „so was suche ich gerade. Zeigen Sie sie mir." — Mugart schloß eine Schublade auf und holte einige Bände von Colette und Pittigrilli hervor. Dabei schnalzte er mit der Zunge, als hätte er Delikatessen anzubieten. „Packen Sie sie mir ein", antwortete Erika, „wieder vier Stück, ja? Ich habe genug Zeit, sie zu lesen." — „Der Leihpreis für diese Art Literatur ist allerdings etwas höher —" bemerkte Mugart. — „Ach was, der Leihpreis", sagte Erika gleichgültig. Sie bezahlte und ging. Mugart sah ihr mit langstieligen Augen nach, und ihm fiel ein, daß er vergessen hatte, darum zu bitten, die Bücher nur an ihn persönlich zurückzugeben, nicht an seine Frau. Leichtfüßig ging Erika um den Graf Heinrich-Brunnen herum zum Rathaus hinüber, vorbei an Ockerfelds Apotheke, am Schaufensterchen des Uhrmachers Oberbach, am vorspringenden Treppenschlag des Zellerhauses; — und gerade in diesem Augenblick trat Eusebius in die Haustür. Erika fühlte sich versucht, das Vorhandensein dieses Eusebius zu leugnen, aber die Neugier siegte über den kindlichen Einfall.

Fortsetzung folgt

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG — 13 Januar 1951 — Nummer 2

Ein Maidle aus dem Gutachtal Foto: Hans Retzlaff

Die Trachtenfreudigkeit unserer Schwarzwälder Heimat kommt in dieser Trachtenträgerin aus dem Gutachtal anmutig zum Ausdruck. Schmuck und adrett ist dieses hübsche Maidle anzusehen. Unter ihrer schwarzen Schleierhaube, die mit ihren feinen Schweifungen und schön bestickten Bebänderungen diesem Gesicht seine wahrhaft originale Fassung gibt, blicken zwei dunkle Augen hervor, die ebenso fest wie besonnen in die Welt blicken . . .

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

Otto Göller zum Gedächtnis / Von Balthasar Mooser

Ein ungemein sympathischer Mann brach mit Otto Göller in das bessere Land auf. Er gehörte zu den schlichten, bewußt einfachen, bescheidenen Naturen, die allen Grund hätten, zu glänzen und zu prunken, weil sie besten Willens voll sind und in ihnen ein geschlossenes Weltbild zur Reife kam....

Vor dem Skribent liegt ein Brief des Heimgegangenen vom „Stephanstag 1950". Die gepflegte Schrift ist nicht mehr ganz so sicher und ebenmäßig, wie sie es ehedem war. Der Schreibende berichtet, daß „zu den vielen Plagegeistern, die an seiner Körperkraft zehrten, noch eine Augenentzündung getreten sei". Schon ein Besuch Mitte Dezember in der stillen Gelehrtenstube des kenntnisreichen Geschichtsforschers zeitigte den Eindruck, Otto Göller könne nur schwer noch gegen den Zerfall ankämpfen, der von ihm Besitz zu ergreifen begonnen hatte. Indessen ließ die Unterhaltung mit ihm erkennen, daß sein Geist ungetrübt war, daß er an allen Aufgaben der Heimatpflege und der Heimatforschung wie nur je teilnahm. Er ließ sich ausführlich von der Jahresversammlung des „Historischen Vereins für Mittelbaden" in Ettenheim erzählen und fragte nach vielen Dingen, wie sie den mit Landschaft und Geschichte der Ortenau Verbundenen bewegten. Nach wie vor galt seine Liebe vor allem der Hansjakob-Forschung. Er sprach sein Bedauern darüber aus, daß es dem verewigten Geistlichen Rat Trunz nicht mehr möglich gewesen sei, die geplante Biographie des großen Volksmannes und Volksschriftstellers zu vollenden. Otto Göller hatte in Erfahrung gebracht, daß ein junger holländischer Germanist über Heinrich Hansjakob eine Doktorarbeit verfaßt habe, in der recht abfällige Urteile über seine Werke enthalten sein sollen. Versuche, die Dissertation zu erhalten, sind bis jetzt ohne Ergebnis geblieben. Schon um dem leidenden Otto Göller noch einen Dienst zu erweisen, hat sich der Skribent darum bemüht, die erwähnte Doktorarbeit zu erhalten — es war nicht mehr möglich, den Wunsch des nunmehr Entschlafenen zu erfüllen.

In der Zeitschrift „Die Ortenau", aber auch in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", in vielen Heimatblättern, auch noch im neuen „Offenburger Tageblatt", hat Otto Göller zahlreiche, zumeist auf eigenen Quellenstudien fußende Abhandlungen veröffentlicht. Er gehörte zu jenen Heimatforschern, die sich nichts schenkten, von denen der Gengenbacher Geschichtsschreiber und Geistliche Rat Augustin Kast, der im vergangenen Jahr das Zeitliche segnete, einmal sagte, sie müßten wie Steinbrucharbeiter Felsen sprengen und tief graben und schürfen, um zu unantastbaren Ergebnissen zu gelangen.

Mit Sachkenntnis und lauterster Hingabe hat Otto Göller auch das Heinrich Hansjakob-Museum betreut. Es ist recht seine Schöpfung. Freilich wird der Besucher der anziehenden Sammlung kaum zu ermessen vermögen, wieviel Arbeit aufgewendet werden mußte, um alle die vielen Erinnerungsstücke, vor allem aber auch die Zeichnungen und Bilder des Malers Sandhaas zusammenzubringen, die man verständnisvoll und anschaulich geordnet in Haslach vorfindet. Aufschlußreiche Beschriftungen tun das ihre, den Gast in die Welt Heinrich Hansjakobs einzuführen und gerade sie bezeugen die vorbildliche heimatpflegerische Haltung und Bedeutung Otto Göllers.

Im Heinrich Hansjakob-Museum dürfte auch die gegebene Stätte sein, auf einer Gedenktafel an Otto Göller zu erinnern, damit das Gedächtnis an ihn sich forterbe. In einer so schnellebigen Zeit wie in der unseren ist es doppelt notwendig, dafür zu sorgen, daß die Erinnerung an treue Geister heimatlichen Bewußtseins wach erhalten bleibe.

Das Stockacher Narrenprivileg / Von Gustav Borck

Als im Jahre 1315 Erzherzog Leopold von Oesterreich gegen die Eidgenossen ins Feld zog, hielt er vorher mit seinen Obersten einen Kriegsrat ab. Er hatte einen kurzweiligen Narren namens Hans Kuony von Stocken, der stets um ihn war und diesen fragte der Fürst scherzweise: „Kuony wie gefällt Dir die Sach?" worauf dieser antwortete: „Es gfallt mir nit, Ihr hant alle geraten, wie Ihr wöllent ins Land kommen, aber keiner hat geraten, wie Ihr wieder daraus wöllent!" Am 16. November 1315 kam es dann bei Morgarten in der Schweiz zur Schlacht, in der der Erzherzog schwer geschlagen wurde und es nur seinem guten Pferd zu verdanken hatte, daß er nicht in Gefangenschaft geriet. Er erinnerte sich dann des weisen Rates seines Hofnarren und versprach ihm eine Belohnung. Hans Kuony erbat sich das Privilegium zur Haltung eines Narrengerichtes in seiner Vaterstadt Stockach. 1351 erteilt dann Leopolds Bruder, Albrecht, der Stadt Stockach den Narrenbrief, demzufolge das Narrengericht aus dem Gerichtsnarrenvater, dem Narrenschreiber, dem Narrenbüttel und einer Anzahl Gerichtsnarren besteht. Alle anderen sind Laufnarren und unterstehen dem Laufnarrenvater.

Die Aufnahme in die fürstlich privilegierte Narrenzunft Stockach stellt eine Art feierlichen Aktes dar. Bei brennenden Kerzen leistet das neue Mitglied folgenden Narrenschwur: „Ich verspreche, so wahr Hans Kuony ein großer Narr gewesen und bei meiner Narrenehre, daß ich, so lange mir Bier, Wein, Schnaps und Schinken schmecken, als wirklicher Vollblutnarr bis an mein seliges Ende bleiben und verharren will, damit ich würdig werde meiner Vorfahren närrischen Adelslebens. Ebenso gelobe ich, die Satzungen und Ordnung eines grobgünstigen Narrengerichts treu und fest zu halten, auch die Interessen der Narrenzunft nach Kräften zu fördern, den Narrensamen gehörig zu mehren, damit das Institut der Narretei stets in Floribus sei. Amen!" Nun verneigt sich der Aufzunehmende vor dem Bildnis Hans Kuonys und erhält dann einen kräftigen Schlag mit der Narrenpritsche des Stammvaters aller Narren. Dann trägt er sich ins Narrenbuch ein und erhält gegen Zahlung einer beliebigen Summe eine feierliche Urkunde über seine Aufnahme. Um die Stockacher Fastnacht besonders verdiente Männer erhalten den Hans Kuony-Orden.

*

Am sogenannten „Schmotzigen Dunnerstig" wird der Narrenbaum durch die Zimmermannszunft gesetzt, eine hohe bis zum Wipfel entastete Tanne, die von Buben, dem „Narrensamen" in die Stadt gezogen wird und wobei die Zimmerleute allerlei Unfug und Kurzweil treiben und von den Bewohnern bewirtet werden. Am Fastnachtmontag wird für die Verstorbenen in der katholischen Pfarrkirche eine Messe gelesen und am Fastnachtdienstag startet dann der große Festzug, dem alljährlich ein anderer einheitlicher Gedanke zugrunde liegt. Und wenn dann am Aschermittwoch der Alkoholteufel ausgespielt hat, wird unter Heulen und Zähneklappern dreimal der Narrenbaum umschritten und die diesjährige Fastnacht begraben. Aber die Trauer dauert nicht lange; denn anschließend marschiert der Zug ins neue Narrenwirtshaus, unter Vorantragung der Narrenlade. Das Narrenwirtshaus wird jedes Jahr gewechselt. Am Sonntag Lätare fällt dann die Zimmermannszunft in aller Frühe den Narrenbaum.

Am Kinzigsteg in Biberach / Von Karl May

200 Jahre sind vergangen, seit man bei Biberach die erste Brücke über die Kinzig baute. Zuvor führte nur ein Steg von einem Ufer zum andern. An besagtem Steg ließ der „Ehrsambe Rat" der Reichsstadt Zell anno 1708 einen Zollstock errichten. Denn dort stießen Geroldsecker und Zeller Gebiet zusammen und dort erhoben die Reichsstädter nach altem Fug und Recht den Zoll.

Kaum stand der Zollstock recht im Boden, so rückten früh morgens 40 Hohengeroldsecker Untertanen heimlich heran, rissen ihn aus dem Boden und warfen ihn in die Kinzig, wobei sie als Siegeszeichen noch einige Schüsse aus ihren Musketen abgaben.

Die Biberacher, den Zellern nahe verbunden, läuteten alsbald Sturm, griffen zu ihren Waffen und eilten an den Steg, um die angetane Schmach zu rächen. Bei ihrem Anblick retirierten sich die Geroldsecker, schwenkten das Zeller Wappen und pfiffen und trommelten nach Herzenslust.

Das war nun doch zuviel! Der Zeller Reichsschultheiß Abraham Goll war durchaus nicht der Mann, der so mit sich spielen ließ. Unter seinem Vorsitz beriet der Rat die zu erfordernden Gegenmaßnahmen. Tags darauf begaben sich drei Dutzend Untertanen über die Kinzig und jagten dort, um den Geroldseckern zu zeigen, wie weit der Zeller Macht und Recht gehe. Mit Halli und Hallo streiften sie durch die Flur. Das Wild machte sich rechtzeitig aus dem Staube. Außer einem Rehbock, der sich aber „salvieret", bekamen die Waidmänner nichts zu sehen noch zu hören. Alsbald veranstalteten sie in einem Gasthaus den letzten Trieb, wobei es gegen die Geroldsecker an Verschwörungen nur so hagelte.

Doch damit war dem Gesetze noch nicht Genüge getan. Erst mußte wieder ein neuer Zollstock feierlichst gestellt werden. Hierüber meldet der Chronist: „Und zwar sind zu diesem Akte Untertanen aus sämtlichen Stäben vor dem Rathaus erschienen, sodann mit Trommlen und Pfeifen nacher Biberach gezogen, haben den parat gewesten Zollstock aufgeladen und mit Rührung Trommlen und Pfeifen über den Steg begleitet. Vier Mann hat man zum Aufrichten dabei gelassen; die übrige Mannschaft ist bis an die Bannscheide hohengeroldseckischer und hiesiger Herrschaft marschiert, hat sich daselbst in Ordnung gestellet und so lange diese Vier an dem Zollstock wieder eingegraben und aufgerichtet, Trummel und Pfeifen gerühret, auch eine Salve über die andere abgegeben und ist dann wieder in schönster Ordnung zurückmarschiert." Die Geroldsecker freuten sich an dem friedlichen Schauspiel, erschienen tags darauf in Stärke von 200 Mann und warfen auch diesen Zollstock wieder ins Wasser.

Nun brachten die Zeller die Sache vor den Reichshofrat in Wien. Der hatte Zeit genug, sich damit zu befassen und gebot 1709 dem Grafen von der Leyen, als Inhaber der Herrschaft Hohengeroldseck, „bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade", den alten Zustand wieder herzustellen und alle Gewalttaten zu unterlassen.

Doch Graf von der Leyen, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, kümmerte sich um das Urteil nicht. Er bestritt die Zuständigkeit des Reichshofrates und wandte sich an die Erzhaus-Oesterreichische Hofkanzlei. Die hatte noch mehr Zeit; denn 1803, als Zell seine Reichsfreiheit verlor, also nach 94 Jahren, war der Streit noch nicht entschieden!

Glückselige Zeit, in der man noch Zeit zum Verschwenden hatte, in der man bewaffnet an die Grenze zog und Salven abschoß ohne einen Menschen zu verwunden oder gar zu töten! Alles verlief in Ordnung, alles ward in gesetzter Form ausgetragen. Wenn es mal ganz übel herging, dann wurde einer der Mannen gefangen genommen, eine Nacht und einen Tag in den Turm gesetzt und hierbei noch gut mit Speise und Trank versehen. Wir Modernen haben es in der Hinsicht bestimmt nicht weiter gebracht.

Geschichten vom Kudererbauer / Von R. Hanson

Der Tierarzt hatte sich das Tal hochgequält und war froh, sich beim Kudererbauer, wohin er wegen eines kranken Viehs gerufen worden war, etwas verschnaufen zu können. Die alte Bäuerin rumorte gerade in der Küche, beide Arme im Teigtrog. „Grüß Gott, Bäuerin, ist Ihr Mann daheim?" „Nai, was soll es denn?" „Ich wollte nur mal nachsehen, wie's dem Ochsen geht?" „Der . . . der isch widderemol in dr Schdadt, Herr Doktor. Des Rheima plogt 'ne so!" „Nein, liebe Frau, ich mein' Ihren Ochsen im Stall, man hat mir telephoniert." „Ach so, dr „Max" meine Se — ha, dem geht's gut — der frißt widder!"

*

Mit dem „Ochen in der Stadt", dem Kuderer-Sepp nämlich, stand's nicht so gut. Nachdem er zween Stunden im „überheizten" Warteraum geschnattert hatte, guckte ihm der Medizinalrat in die Pupille und auf sein, in blauroten Farben erglänzendes Riechorgan. „Herr Kuderer, leiden Sie an chronischem Durst?" „Awer geh', Herr Doktor, sowit loß' i's doch nit kumme." „Kudererbauer in allem Ernst, Sie müssen mit dem Saufen aufhören. — Wenn ich Sie so aus dem Wirtshaus herauswanken seh', dann möchte ich Ihnen stets zurufen: Halt ein, Freund! Du bist auf dem falschen Weg! Kehr' um!" — — „Und welche Beschwerden haben Sie jetzt?", setzt er seine Konsultation fort? „Wisse Se, Herr Doktor, die Ärm' krieg i kum iwer de Kopf, un mit de Bain isch es genau so." „Ja, Kuderer, das bring' ich auch nit fertig. Aber hier schreib' ich Ihnen eine bewährte Medizin gegen Rheuma auf." Bedächtig füllt er sein Rezeptformular aus, da platzt der Kuderer-Sepp plötzlich dazwischen: „Ihr sin' awer noch arg rickschtändig in dr Schtadt. Bi uns im Gebirg schribt kai Mensch meh' mit Tinte, — mir Buure hen' jetzt alli Kugelschriewer.

*

In der Apotheke wird seine Medizin erst hergerichtet, und der Provisor läßt ihn in zwei Stunden wiederkommen. — Was machen? Zuerst schaut er sich die Schaufenster an und da denkt er für sich: „Halt, in's Kino könntsch au emol gehn. Awer wo isch's Kino?" An der Ecke steht ein Schutzmann und nimmt vorbeifahrende Autos unter die Lupe. „Herr Wachtmeischder, sind Se doch so freindlich und täten mir sage', wo dr Kino ischt?" „Geradeaus!" Meint der Bauer: „Dunderkeitel, isch mr emol in dr Schtadt un will in's Kino, dann isch's gerade aus. So e Pech muß mr hen'!"

Daheim stellt der Altbauer seine Medizinflasche und die Tabletten auf den Küchentisch und sagt zur Bäuerin: „So Alti, des isch jetzt gege s'Rheima, un dann soll ich viel in's Wirtshus hocke." „Oh mei, was het dr Doktor gsait: Du sollsch viel in's Wirtshus hocke? Ja, du bisch jo sowieso meh' drunte im Durbach un in Ohlsbach in de Wirtschaften, als do owe! Geh' Sepp, des het'r doch nit gsait?" „Doch doch, er het wortwörtli gsait, — i soll meh' uf's Suffe höre. Obwohl? Höre', — des verschteh' i nit so recht! Ebbs zum Suffe sufft mr doch un hörts doch nit . . . awer die Gschtudierte, die hen' jo immer so komische Usdrick. Ja, un do het'r noch gsait, wenn i us dr Wirtschaft ruskumm, dann soll i sofort widder umkehre. — Ja, so het'r gsait." „So, so, — het'r gsait. Waisch' was? I sag in Zukunft kai Wort meh'. Vun mir us kannsch dr d'Gurgel vollends absuffe. Bi Dir kamm'r numme sage, daß der de Däubschte isch, wo nit höre will!"

Er weiß schon was 'r duet

Von Eugen Falk

E Schternli schtoht am Himmel,
E Wunderdipfli klais,
Zmol fallt's us sellm Gwimmel,
Uf was denn fir e Ghais —?

E Klais vo selle alle,
Het gnomme e andre Weg,
Der, wo sie hebt, laßt falle,
Er kennt au Weg un Schteg.

Mr schtune un mr denke,
Mit me bresili Vrschtand,
Der, wo dia Schterne duet lenke,
Mueß ha e schtarki Hand.

Kai Schternli fallt vom Himmelszelt,
Si sin in gueter Huet,
Un's gschiht au nint uf dere Welt,
Er waiß scho was'r duet — —!

(Aus „Hailig Wort un Bild"

Gengenbach half Offenburg aus

Wie andere Reichsstädte unterhielt auch jede der drei in der Ortenau, Offenburg, Gengenbach und Zell ihre eigene „Militärmacht". Daß sie nur aus einigen wenigen Mann Infanterie und noch weniger Berittenen bestand, tat dem „Militarismus" keinen Abtrag. Nun gab es freilich Fälle, in denen man sich Gedanken darüber machte, wie das militärische Ansehen so einer Reichsstadt einigermaßen imponierend sich Geltung verschaffen könne Zu Ueberlegungen dieser Art hatte man auch in Offenburg im Juli 1766 wieder einmal Anlaß. Um was es sich drehte erhellt aus einem Promemoria, das Schultheiß, Meister und Rat der kaiserlichen Reichsstadt Offenburg an den Rat der befreundeten nachbarlichen Reichsstadt Gengenbach richtete:

Da wir auf den Abend die Hohe Gegenwart des Erbprinzen von Braunschweig, Hochfürstliche Durchlaucht, inner unseren Mauern zu gewärtigen haben, Höchstdieselben auch allhie das Nachtquartier nemmen, und sich morgen vormittag vermuthlich allhie verweilen werden, so folglich die unterthänigste Schuldigkeit erheischen will, diesen Printzen als zumahlingen Schwager und respektiven Vettern des Königs von Preyssen und Engelland Majestät allerdenkliche und besondere Militärhonneurs zu erweisen: als ersuchen Wir Eure Hochwohlgeboren anmit gehorsamst, sowohl Ihre Contingent zu Fuß, als auch einen Reuthern uns anhero abzuschicken, damit die nötige Parade und Wacht mit Ehren bestritten werden könne.

Diese Leute werden ohnmasgäblich und damit sie gut adjustiert erscheinen können, ihre newe Uniform, Gamaschen und Lederwerk bey gegenwärtigem Regenwetter besonders verwahren und einpacken; sofort, damit sie längstens bis 4 Uhr nachmittags allhie zugegen seyn möchten, etwa auf einem Wagen auf unsere Kosten anhero geführt werden müssen, warummen wir nochmalen freundnachbarlich bitten und mit besonderer Hochachtung geharren

Ewer Hochwohlgeboren
dienstergebenste
Schultheiß, Meister und Rath der kaiserlichen Reichsstadt
Offenburg"

So fuhren denn einige Gengenbacher Soldaten talab und waren begleitet noch von zwei, drei Berittenen, um das ihre dazu beizutragen, die „Hohe Gegenwart des Erbprinzen von Braunschweig, Hochfürstlicher Durchlaucht" gebührend zu ehren.

Ja, ja, man hatte früher seine militärischen Sorgen. Im übrigen bereitete die „Militärmacht" jeder der drei Reichsstädte mancherlei Nöte. Hatte man einen schmucken, schneidigen Kriegsmann angeworben, schon vergaffte sich eine Schöne in ihn, und er kam darum ein, entlassen zu werden.

Lambert Rebholz.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg